

27.11.2003, F.A.Z., Reiseblatt (Reiseblatt), Seite R1 - aus D1, D2, D3, R

---

## Non plus ultra

### Der Gipfel des Skifahrerlebens: **Heliskiing** in den Bergen British Columbias / Von Jakob Strobel y Serra

Am Ende des ersten Tages fließt Blei statt Blut durch die Adern. Aus dem Kopf ist ein Einweckglas geworden, in dem das Gehirn wie Kompott in Adrenalin schwimmt. Selbst nackt fühlt man sich, mit dem Mount Everest in Tiefschneehöhenmetern auf dem Buckel, als trage man eine unsichtbare Ritterrüstung am Leib, die in der Nacht des ersten Tages bei jeder Bewegung quietscht und scheppert. Diese Nacht ist eine einzige Turbulenz aus Träumen voller Glück und Angst und Erschöpfung, eine Geisterbahnfahrt durch Urinstinkte und Unvernunft, die ein viel zu frühes, ungeduldiges Ende findet, weil man mit den ersten Sonnenstrahlen wie ein selbstberauschter alpiner Don Quijote nur noch eines will: so schnell wie möglich wieder heraus aus der Lodge am "See der fliegenden Fische" und hinein als fliegender Skifahrer in den Hubschrauber und hinauf in die Chilcotin Mountains und hinunter auf Hängen, die in ihrer ganzen unangetasteten Vollkommenheit niemand anderem als einem selbst fast ganz allein gehören. Denn dort draußen im Tiefschnee liegt das Nonplusultra des eigenen Skifahrerlebens, der äußerste Punkt, hinter dem es nichts mehr gibt.

Der Westen Kanadas ist das gelobte Land des **Heliskiing**. Kaum irgendwo sonst auf der Erde sind die klimatischen und geografischen Voraussetzungen dafür geeigneter als in den küstennahen Bergketten British Columbias. Hier gibt es Platz im Überfluß und Schnee in rauen Mengen - mitunter fallen zwanzig Meter pro Jahr -, und das vergleichsweise ebenmäßige Profil der Gebirge reduziert, ganz im Gegensatz zu den zerklüfteten und viel schneeärmeren Rocky Mountains, zumindest ein wenig die Gefahr von Lawinen. So ist es kein Wunder, daß vier von fünf Tiefschneefahrern auf dieser Welt im Westen Kanadas unterwegs sind und die Nächte in Lodges wie der am "See der fliegenden Fische" verbringen, mitten im "Land des Überflusses", wie die Indianer das Gebiet der Chilcotin Mountains nannten. Im Überfluß gibt es hier allerdings nichts außer dem stillen Gleichmut der Wildnis, der im vergangenen Jahrhundert für einen fiebrigen Wimperschlag unterbrochen wurde, als man in Bachbetten Gold fand und im dunklen Wald todgeweihte Bretterbudenstädte entstanden.

Das ist lange vorbei. Heute hat die Zivilisation in den Chilcotin Mountains nur noch wenige Außenposten, die dafür um so komfortabler sind. In der Tyax Lodge am "See der fliegenden Fische", die für sich den Rang des größten Blockhauses im westlichen Kanada reklamiert, fehlt es an nichts, weder an australischem Wein noch an atlantischen Shrimps, nicht an Masseuren noch an Barkeepern, nur am Lärm des Alltags. Im Sommer wird er vom Glucksen des Sees und dem Japsen der geangelten Fische ersetzt und im Winter vom Geknatter der Hubschrauber, die morgens ihre erwartungsvolle Fracht einladen, um sie abends berauscht zurückzubringen.

Bis es soweit ist und man in den Helikopter klettern darf, braucht man allerdings den Langmut eines erprobten Fatalisten. Denn noch vor dem Begrüßungscocktail wird den Heliskifahrern der Schrecken des Schicksals serviert: Im Konferenzraum der Lodge klärt man sie über die bevorstehenden Gefahren auf und läßt sie Dokumente unterschreiben, die empfindliche Gemüter besser nicht durchlesen, wenn sie sich nicht den Spaß verderben wollen, bevor er überhaupt angefangen hat. Macht man es doch, schimmert vor dem geistigen Auge ein großer Totenkopf auf dem Papier durch. Trotzdem setzen alle tapfer ihre Unterschrift und verzichten damit "auf gesetzlich verankerte Rechte, darunter das Recht auf Klage", erklären verbindlich, daß sie sich über die Risiken des Skifahrens in der wilden Natur im klaren seien - es folgt eine furchteinflößende Aufzählung möglicher Todesursachen - und daß man diese Bedrohungen für Leib und Seele aus freiem Willen akzeptiere. Dann muß man noch angeben, welche nächsten Angehörigen im schlimmsten Fall benachrichtigt werden sollen, denkt ein letztes Mal zärtlich an die Lieben zu Hause; und wenn man endlich glaubt, daß der Schrecken jetzt ein Ende habe, kommt das Lawinentraining.

Es ist kein wirklich beruhigendes Gefühl, einen himmelblauen Lawinenpiepser um den Bauch gebunden zu bekommen, der zwar nervös blinkt, aber im Fall der Fälle wohl nicht allzuviel nutzt; denn nur ein Bruchteil der einmal Verschütteten wird lebend gerettet. Genauso notwendig wie makaber ist es, wenn die Guides vor dem ersten Hubschrauberflug ein Unglück

simulieren, indem sie einen Piepser im Schnee vergraben und die Skifahrer mit ihren Warngeräten nach diesem Osterei des Todes suchen lassen - da sieht man sich schon selbst im weißen Grab. Und es ist ziemlich einschüchternd, wenn man erfährt, daß an manchen Tagen vier Fünftel aller Abfahrten wegen akuter Lawinengefahr als tabu eingestuft werden. Da hilft es auch nicht, daß diese "runs" lustige Namen tragen, zum Beispiel "Sarahs Playground" als Hommage an eine ehemalige Kellnerin der Lodge, die keinen festen Freund, dafür aber einen um so größeren Freundeskreis hatte.

Zu allem Überfluß hat dann auch noch der Pilot seinen Auftritt, der den Fluggästen lakonisch mitteilt, daß er keine Lebensversicherung habe, weil kein Lebensversicherer bereit sei, Heliskipiloten unter Vertrag zu nehmen. Schließlich sei das Fliegen im Hochgebirge so etwas wie die Königsdisziplin, ebenso schwierig wie gefährlich. Bei plötzlichen Temperaturwechseln droht Vereisungsgefahr, die unberechenbaren Windverhältnisse bei Landungen auf Graten, Felsvorsprüngen oder winzigen Plateaus können jede Maschine zum Absturz bringen. Am schlimmsten aber seien die tückischen Sichtverhältnisse, vor allem das "flat light", ein diffuses Licht, bei dem sich die Berge in konturlose Schemen verwandeln. Dann habe man kein Gefühl mehr für Höhe und Weite, und gerne wird von Piloten die Anekdote erzählt, wie ein Guide einmal im Glauben, unmittelbar über dem Boden zu sein, aus einem landenden Helikopter abspringen wollte. Er hatte glücklicherweise als Test zuerst seinen Rucksack herausgeworfen und wurde sehr blaß, als die eine oder andere Sekunde bis zum Aufprall verstrich.

Damit das den Heliskifahrern nicht passiert, erklärt der Pilot ein für allemal die Überlebensregeln: sich dem Hubschrauber beim Einsteigen und Aussteigen immer von vorne zu nähern und sich vor dem Heckrotor in acht zu nehmen, der sei eine Kreissäge in Kopfhöhe. Und wenn man die Maschine bei laufenden Motoren verlasse, müsse man eng beieinander auf den Boden kauern, so wie man das von den Soldaten in Kriegsfilmern kenne. Die Apokalypse scheint jetzt wirklich unmittelbar bevorzustehen.

Doch Furcht ist eine flüchtige Gefühlsregung. Sie läßt sich gerne ablenken und gibt sich leicht geschlagen, und im Hubschrauber übersteht sie nicht einmal die ersten Sekunden. Augenblicklich ist alles nur noch Überwältigung.

Wahrscheinlich gibt es keine anmaßendere, keine präpotentere Art, in die Bergwelt einzudringen, als mit einem Helikopter. Und wahrscheinlich gibt es keine Gelegenheit, den Kontrast zwischen dem Lärm der Zivilisation und der Allmacht der Ruhe über den Gipfeln so eindringlich zu spüren wie beim allerersten Heliskiingflug. Es ist ein Moment für das ganze Leben: Wenn die Stille wie ein Schleier wieder über die Berge zu fallen scheint und einen in Wahrheit wie ein Keulenschlag trifft, nachdem der Hubschrauber die Skifahrer auf einem Felsvorsprung in knapp dreitausend Meter Höhe abgesetzt und das Weite gesucht hat. Im ersten Moment ist die Ruhe bedrückend, fast beängstigend, denn man empfindet sie nicht als natürlichen Zustand, sondern als dessen Negation - als verwirrend vollständige Abwesenheit von Krach, als unnatürliches Vakuum, in dem die einzigen Geräusche das leise Pfeifen des Windes, das kaum merkliche Rieseln des Schnees und der eigene, unsichere Atem sind. Und dann, wenn die Einschüchterung nachläßt und man vorsichtig Vertrauen in die Stille zu fassen beginnt, durchflutet sie langsam den Kopf und Körper wie eine befreiende Droge. Dann wird das Verlorensein in der Einsamkeit der Bergwelt, der Schock über die eigene Unerheblichkeit und Überflüssigkeit in dieser maßlosen Wildnis zum Rausch.

Nichts gibt es hier oben, nichts als Felsen, Schnee, Eis, Gletscher, Grate, Spalten und strenge, schlanke Fichten, Hunderte Kilometer weit in alle Richtungen nur Natur und nichts, absolut nichts von Menschenhand - keine Masten, Gondeln, Lifte, Dörfer, keine Parkplätze, Autobahnen, Lawinerverbauungen und keine verdrahteten, verkabelten, zerschnittenen, zersprengten Berge. Erst auf dem Felsvorsprung, auf dem man sich fühlt wie ein Stückchen Holz in einem steinernen Meer, begreift man das ganze Ausmaß der Domestizierung der Alpen, erst jetzt weiß man, wie sehr man sich von allem Anfang entfernt hat - und ist darüber so erschreckt wie heimlich froh.

Denn ein Unbehagen bleibt immer, eine Mischung aus Bewunderung und Angst angesichts der Ungezähmtheit dieser Berge an der kanadischen Pazifikküste. Man traut dem Frieden der

scheinbar reglosen, leblosen Welt nicht und weiß schnell, daß man damit recht hat, daß dies hier keine gigantische Skulptur ist, sondern ein Land voller Gewalttätigkeit und Narben, von denen die tiefsten die vielen Schneisen sind, die Lawinen und Moränen in die Fichtenwälder gefräst haben. Kurz und klein ist dort alles geschlagen, die gebleichten Stämme liegen wie Knochen auf einem Schlachtfeld durcheinander, und kein Totengräber räumt hier jemals auf. Es ist kein Wunder, denkt man sich dann, wenn sich irgendwo in der Ferne eine Lawine mit unheilvollem Grollen ankündigt, daß diese Landschaft unberührt geblieben ist. Die Schöpfung hat sie nicht für Menschen gemacht, höchstens für die Wölfe und Kojoten, die Berglöwen und Luchse oder die Grizzlies und Schwarzbären, die in den Wäldern ihre Opfer jagen.

So fühlt man sich oben auf dem Felsen im Schnee einen Moment lang als Ketzer im doppelten Sinn: als Eindringling in ein wildes, verbotenes Land, das Gott seinen Räubern vorbehalten hat und gewiß ein wenig freundlicher gestaltet hätte, hätte er es für die Menschen ausersehen; und als Okkupant, der sich mit Riesenlärm auf die Gipfel bringen läßt, ohne Schweiß und Eigenleistung, um egomanisch und respektlos seine Spuren im unberührten Schnee zu hinterlassen. Das schlechte Gewissen über die eigene Anmaßung und die Häresie des komfortablen Transports verfliegt im Nu. Es wäre angesichts der Proportionen auch lächerlich. Ein Hubschrauber ist in der Weite der kanadischen Berge wie eine Mücke auf einer Wiese, und selbst ein Dutzend Helikopter können hier keinen ernsthaften Schaden anrichten. Denn diese Dimensionen sind kein Menschenmaß: Ungeheuerliche siebentausend Quadratkilometer groß ist das Gebiet, das von der Tyax Lodge aus angefliegen wird, dutzendmal größer als die ausgedehntesten Skigebiete in den Alpen, und während sich dort an Spitzentagen fünfzehntausend Skifahrer drängeln, sind es in den Chilcotin Mountains gerade einmal zwei oder drei Dutzend in einem Areal mit dreihundertfünfzig Tiefschneeabfahrten, das ein Drittel der Fläche Hessens bedeckt. Von solchen Größenverhältnissen träumt jeder, der jemals in seinem Leben auf Skiern gestanden hat.

Es ist der Traum vom Ausbruch aus der engen Welt des organisierten, mechanisierten Skifahrens mit Liftschlangen, Pistenstaus und Kunstschnee, und es ist der unwiderlegbare Beweis, daß die Natur unendlich viel besser Schnee machen kann als der Mensch. Ihr kanadischer Tiefschnee ist sensationell: Wie auf Daunen oder Puderzucker fährt man durch den Pulverstaub, wie eine Schaumkrone läßt man sich von der Schwerkraft tragen. So muß es sein, auf Wolken dahinzugleiten oder auf einem gigantischen Sorbet aus Zitroneneis und Kokosraspeln.

Die größte Lust aber ist es, seine Spur in die provozierende Vollkommenheit des unberührten Schnees zu ziehen, das Privileg des Ersten zu exerzieren, symbolisch Neuland in Besitz zu nehmen und es mit niemandem teilen zu müssen - also etwas zu tun, das längst aus dem Alltag des zivilisierten Menschen, nicht aber aus dem Gestrüpp seiner Urinstinkte gestrichen worden ist. Es kann kein Zufall sein, daß das **Heliskiing** von alpenländischen Immigranten ausgerechnet Ende der sechziger Jahre in Kanada erfunden wurde, zu einer Zeit, als der Griff der Zivilisation unwiederbringlich das Gesicht der Alpen veränderte, um sie für den mechanisierten Massenbetrieb herzurichten. Und vielleicht ist die Sehnsucht nach dem Urzustand der Natur, nach dem Anfang aller Zeit der tiefste, der letzte Grund für das Fahren im Tiefschnee.

So ist das Ende des letzten Tages ein wehmütiger Abschied. Denn es ist die Rückkehr aus einer Rückkehr in eine nicht mehr existierende Welt, so schön wie unbewohnbar, ein unmöglicher Sehnsuchtstrunk, von dem man einen Schluck kosten durfte, um zu verstehen, daß **Heliskiing** viel mehr als eine Abwechslung für gelangweilte Wintersportler ist. Es ist reinst Metaphorik. Es ist das Skifahren in den Falten der Seele.

#### **Bildunterschrift:**

So klein der Mensch in der weißen Wildnis wird, so groß ist dort sein Glück.

Foto TLH **Heliskiing**

#### **Kasten:**

Pauschalangebote: Die Preise für kombinierte Programme aus drei Tagen

Skifahren in Whistler und drei Tagen **Heliskiing** in der TLH Lodge beginnen bei 3130 Euro inklusive Flug, Übernachtung, Verpflegung, Transfer und Skipaß. Wochenpakete in der Lodge mit 30000 Höhenmetern inklusive kosten ab 4900 Euro. Tiefschneekenntnisse sind für **Heliskiing** keine zwingende Voraussetzung. Es kann aber nicht schaden, ein guter Skifahrer zu sein.

Information: Hagen Alpin Tours

(Alois-Wagner-Str. 28, 87466 Oy-Mittelberg, Tel.: 08366/988893, Internet: [www.welt-weit-wandern.de](http://www.welt-weit-wandern.de)) vertritt neben TLH auch die Last Frontier Lodge in den Skeena Mountains, die Tiefschneefahrern ein noch anspruchsvolleres und unberührteres Terrain bietet.

© Alle Rechte vorbehalten. Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt.  
**Nur zur F.A.Z.-internen Verwendung!**

**Autor/en:** Strobel y Serra, Jakob

**Serie:** Aufmacher Reiseblatt